

Wie wollen wir über Mann und Frau sprechen?

„Un père, une mère, c'est élémentaire!“, so lautet ein Slogan, der auf Demonstrationen gegen die Öffnung des staatlichen Eheinstituts für gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften in Frankreich zu hören war. Skandiert wurde er in Teilen von Konservativen, katholischen Traditionalisten, von Mitgliedern der in der Opposition stehenden UMP, der rechtsextremen Partei Front National, aber auch von Teilen der sogenannten bürgerlichen Mitte. Er richtet sich gegen sozialpolitische Umwälzungen die über Europa hinausgehend – die gleichgeschlechtliche Ehe wird derzeit z.B. in Nord- und Südamerika heiß diskutiert und zum Teil auch umgesetzt – ältere und regelrecht ‚eingefleischte‘ hermeneutische Bedingungen unseres gesellschaftlichen Zuganges zu uns selbst und zur Welt transformieren.

Als elementar wird eine Paarung, eine Dichotomie, eine Antinomie, eine Dualität, ein Passungsverhältnis von Mann und Frau oder auch die Differenz jedoch insbesondere erfahren, weil mit ihr tiefenpsychologische Prozesse verbunden sind, die sich durch die in unserem Kulturkreis üblichen Sozialisationsprozesse im Familienumfeld eingegraben haben in das kollektive Bewusstsein jeweiliger Identität. Mit anderen Worten, und das wird auch an den Diskussionen um die Einführung von „Homoeh“ und „Betreuungsgeld“ in der Bundesrepublik deutlich: Mann und Frau stehen nicht für sich, können nicht für sich alleine oder neutral diskutiert werden.

Die Darstellung des Verhältnisses von Mann und Frau stellt insofern immer schon eine politische Entscheidung dar, als dass Männer und Frauen in der Paarung ‚Vater und Mutter‘ in elementaren pädagogischen und entwicklungspsychologischen Verhältnissen standen und in irgendwelchen Formen auch noch morgen stehen sollen. Mann und Frau waren spätestens mit Freud ‚Vater und Mutter‘ unserer ödipal strukturierten Welt. Sie wurden in dieser Paarung, und dies hat nicht zuletzt die Psychoanalyse herausgestellt, als elementar für die Bildung, für die Psycho- und Soziogenese von Identitäten erfahren. An der Frage, wie heute wissenschaftlich über sie gesprochen wird, entscheidet sich die Frage mit, *in welcher Form und auf welche Weise* es Mütter und Väter der morgigen Welt geben wird. Vor aller wissenschaftlichen Erläuterung steht damit die Rede von Mann und Frau in einem gegenwärtigen kulturellen Zusammenhang, der die Bestimmung dieses Verhältnisses zum elementaren sozialpolitischen Mittel der Gestaltung von Zukunft macht. Selten zuvor also war ein Thema der IZPP so politisch wie dieses.

„Wie wollen wir über Mann und Frau sprechen?“, haben wir deshalb im *call for papers* zu dieser Ausgabe gefragt. Und in der Tat stellt die dieser Frage zugrundelegende These eine Provokation dar. Wir wollten mit Ihr die Behauptung zur Diskussion stellen, dass von Mann und Frau in einer Terminologie der Neutralität nicht gesprochen werden kann, sondern dass, wenn Äußerungen über Mann und Frau keine mehr oder weniger verdeckten religiösen Bekenntnisse zugrunde liegen sollen, ihnen politische Überzeugungen zugrunde liegen müssen. Diese Provokation haben unsere Autoren vernommen und in je ganz unterschiedlicher Weise darauf reagiert.

Nika Daryan und **Anja Kraus** stellen in Ihrem phänomenologisch-anthropologischen Beitrag *„Körper und Geschlechtlichkeit. Skizze einer anthropologisch-phänomenologischen Perspektive“* eine ganz andere und fast

gegensätzlich zu nennende Sichtweise dar. Die Autorinnen legen nahe, dass das Sprechen über Geschlechtlichkeit und damit die Möglichkeit, von ihr als dem Spielraum kultureller Zusammenhänge auszugehen, an eine unüberwindliche Grenze stößt: Die „Unhintergebarkeit des leiblichen Daseins des Menschen“ bildet das methodische Zentrum Ihrer Untersuchung, welche von diesem Punkt aus am Phänomen von Geburt und Schwangerschaft „tatsächliche Formen der Geschlechtlichkeit“ diskutiert. Dass „die Perspektivität unserer gelebten Leiblichkeit, und damit auch unsere Geschlechtlichkeit, den anderen Perspektiven, die wir gegenüber uns selbst, anderen und der Welt einnehmen können, voraus geht“ transportiert jedoch nicht weniger gesellschaftspolitisches Potential als die Infragestellung geschlechtsspezifischer Erkenntniszugänge, welche in Ihrem Beitrag Claudia Simone Dorchains vornimmt. Denn das Essay von Kraus und Daryan wendet sich gegen die „Gefahr, dass tatsächliche Formen der Geschlechtlichkeit verleugnet oder auch verschleiert werden“ und tritt schließlich für die Vermeidung dessen ein, „dass das Streben nach gesellschaftlicher Gleichwertigkeit in Strategien der Homologisierung des Menschen einmündet.“

Durch den Beitrag von **Claudia Simone Dorchain** hingegen wird ins Bewusstsein gerufen, dass wir uns, bevor wir uns darauf verständigen können, wie wir über Mann und Frau sprechen wollen, darüber verständigen müssen, wie wir in der Vergangenheit über Mann und Frau gesprochen haben und wie wir es heute tun. Sie tritt in ihrem Essay „*Männersache Logik. Das ‘bewegliche‘ Vorurteil geschlechtsspezifischer Erkenntniszugänge*“ dabei einen Schritt zurück, indem sie nach den ideen- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen der Verhältnisse von Geschlechtlichkeit und Erkenntnis fragt. Dabei stellt sie ein epochen- und kulturkreisübergreifendes Vorurteil heraus, welches je in der indischen Weisheitslehre, der griechischen Antike und der neuplatonischen Mystik wurzelt und in der Behauptung identisch und formulierbar wird, es gebe geschlechtsspezifische Erkenntnisarten und Wahrheitszugänge. Wie emanzipatorisch brisant jedoch eine solche Kritik der sexuellen Vernunft ins Politische hineinragt, wird spätestens dann deutlich, wenn Dorchain auf die Konsequenz des geschichtlichen Fragens für unser heutiges Verständnis drängt: „Existieren überhaupt männliche und weibliche Erkenntniszugänge als solche oder wird nicht vielmehr ein bestimmter Erkenntniszugang als männlich *interpretiert*, wenn er kulturell tonangebend ist?“

Wo jedoch kulturelle Diskurse, Konstruktionen oder Zuschreibungen auf leibliche Grenzen stoßen, stellt sich die Frage, was dieser Gegenüberstellung verschiedener Ansätze der Erklärung von Geschlechtlichkeit zugrunde liegt?

Die Differenz selbst, so könnte man nach der Lektüre des Beitrags „*Lässt sich Differenz denken? Beitrag zur Frage der Repräsentanz sexueller Differenz*“ von **Elfriede Löchel** antworten, nämlich als „uneinholbare, unheilbare Differenz des Subjekts zu sich selbst, die sich in der Sexualität, im sexuellen Leib verkörpert, der immer ‚anders‘ ist.“ Mit dieser Perspektive, nämlich „Differenz nicht als etwas Vorgängiges, Fassbares – als Sache – denken zu müssen, sondern sie als Prozess begreifen zu können“ wäre nicht nur ein Streit um die Vorausgängigkeit von Leib oder Sprache und Kultur in eine neues Licht gerückt, denn Leibhaftigkeit, wird sie „als etwas nie ganz Übersetzbares“ ernstgenommen, stellt als verkörperte Differenz selbst Ansprüche an die Sprache als „der Schauplatz, an dem es sich entscheidet, ob Differenz stattfindet oder nicht.“ Denn, so stellt die Autorin insbesondere an Freuds Kastrationsmodell und dessen Aufnahme im Fachdiskurs heraus: „Die Theoriebildung bleibt kontaminiert, affiziert von infantilen Erfahrungen, die wahrhaft skandalös und traumatisch waren und sind für das narzisstische Ich, das sich am liebsten rund und ganz und heil und omnipotent hätte.“ Das politische Credo dieses Ansatzes fällt folglich für den Diskurs aus und richtet sich damit auf die Art und Weise unseres Sprechens über sexuelle Differenz: „Solange wir das Nichtwissen, die Unentscheid-

barkeit offen halten, sind wir – auch im theoretischen Denken – vor Identitätsfixierungen und -verhärtungen gefeit. Dazu ist aber erforderlich, bisweilen viel Unsicherheit auszuhalten.“

Die „Differenz als Differenz“ im Verhältnis von Mann und Frau zu thematisieren, wäre im Anschluss an den Beitrag *Abnehmende Information. Die Unterscheidung von Frau und Mann in Gesellschaft, Politik und Philosophie* von **Sigbert Gebert** wohl als ein von ihm selbst ironisch „tiefgründig“ genannter philosophischer Diskurs zu bezeichnen, den es zu überwinden gelte und der, wie uns der Autor in einem gesellschaftspolitischen und -historischen Überblick nahe legt, auf einer unglücklichen und schwer zu durchschauende Verquickung von Philosophischem und Politischem aufruht. Gegen jene Verquickungen, die sich unter anderem durch das Paradox aufspielen, dass die „Gleichstellungspolitik Ungleichstellung produziert, Frauen als Frauen sichtbar macht, obwohl die Frau nicht als Frau, sondern als Interessenträger gleich zu berücksichtigen ist“, empfiehlt Gebert – bei allen Schwächen – bei dem Modell *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) zu bleiben. Sein Versuch einer abgeklärten und methodisch ungebundenen Herangehensweise mündet politisch in der Formulierung einer Utopie des Pragmatischen: „Spielte das Geschlecht faktisch keine Rolle mehr, wäre auch Frauenpolitik und mit ihr eine gemeinsame Identität überflüssig, aber auch „tiefgründige“ philosophische Diskussionen: Die Frau/Mann-Unterscheidung diene dann nur noch zur Beziehungsbildung und als Hinweis auf die Gebärfähigkeit und ihre Folgen.“

Ebenfalls auf die Begrifflichkeiten *sex* und *gender* im Kontext des Verhältnisses von Mann und Frau bezieht sich **Benjamin Hintz** in seinem Beitrag *Wenn Aliens uns geschaffen hätten – Konstruktiv(istisch)e Gedanken über Frauen, Männer und die Welt*. Dies allerdings von einer radikal konstruktivistischen Position her, aus deren Sicht „uns die *interaktiv hergestellte soziale Wirklichkeit als objektive Realität* gegenüber“ tritt. So kann der Autor mit Judith Butler die Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht damit verwerfen, dass „erst durch den gesellschaftlichen Diskurs ‚sex‘ als das radikal Nicht-konstruierte hervorgebracht“ wird und damit nichts weiter ist als „eine weitere kulturelle Kategorie“. „‚Sex‘ ist immer schon ‚gender‘ gewesen.“ Die Weise, wie der Autor seinen, dem amerikanischen Pragmatismus nahen Konstruktivismus gegenüber der abendländischen Tradition der Ontologie – als die in der Folke von Platon eintretende „Verherrlichung des Immateriellen“ – abgrenzt, diskutiert nicht lediglich noch einmal die Frage eines *epistemologischen* Vorranges eines kulturellen, sprachlichen oder leiblichen Wirklichkeitsmodells im Bezug auf die Frage nach dem Geschlecht. Vielmehr bewertet er jede Weltanschauung von vorneherein hinsichtlich des Maßstabes ihrer *politischen Wirkungen* und stellt in Bezug auf die ontologische wissenschaftliche Tradition heraus: „Denn etwas, das gemäß seines Wesens auf eine *bestimmte* Weise als seiend ... betrachtet wird, hat zur Folge, dass es auch so wie es eigentlich ist erhalten bleiben soll. Andernfalls gilt es als entartet.“ Gegen diesen, im wahrsten Sinne des Wortes ‚konservativen‘ politischen Machtanspruch ontologisierender Wissenschaftlichkeit über den Einzelnen will sein Konstruktivismus in Bezug auf die Geschlechterordnung dazu beitragen, „dass Geschlecht nicht als naturalisierte, vorgegebene, einschränkende und ausschließende Kategorie Wirkungen entfaltet, sondern unserer eigenen Verantwortung übertragen wird.“ Ein Plädoyer für die Befreiung eines demokratischen und künstlerischen Diskurses über das Verhältnisses von Mann und Frau, so kann man den Autor verstehen.

Dass Konstruktionen von Geschlecht schließlich nicht nur gesellschaftspolitische Wirkungen, sondern gesellschaftspolitische Konstruktionen auch psychologische Wirkungen entfalten, wird nicht zuletzt an der psychotherapeutischen Praxis deutlich. **Michael Hettich** weist in seinem Praxisbericht *Die erste Tagesklinik für Männer* nicht nur darauf hin, dass Männer „auf psychische Probleme anders reagieren als Frauen“, sondern

führt ihre zunehmende therapeutische Bedürftigkeit auf deren Situation wachsender gesellschaftlicher Funktionslosigkeit zurück. Der „Misere“ jener „Auslaufmodelle der Evolution“ versucht die von ihm geleitete und vorgestellte Tagesklinik für Männer zu begegnen. Die Herausforderungen mit denen er dabei konfrontiert ist, erheben sich da, wo die gesellschaftspolitischen Zuschreibungen von Männlichkeit der Zeit hinterherhinken: „Männliches Rollenverständnis und die Grundeinstellung ‚selbst ist der Mann‘“ führen nicht nur zu einer Abneigung gegen Formen von psychotherapeutischer Hilfe, den Leidensformen von „Depressionen, Burnout, Posttraumatischen Belastungsstörungen, Angststörungen sowie Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen“ begegnet es zudem mit „dysfunktionalen Bewältigungsstrategien“ in „sozialem Rückzug, vermehrtem Alkoholkonsum, das Sich-in-die-Arbeit-Stürzen, vermehrtem Risikoverhalten oder dem Ausüben von Extremsportarten“. Durch einen Fächer von *kognitiv-verhaltenstherapeutisch und achtsamkeitsbasierten* Therapie- und Gruppentherapieangeboten werden den Rehabilitanden Räume eröffnet, „auf männerspezifisches Rollenverhalten zunehmend zu verzichten, zu lernen Schwäche zuzulassen und Hilfe anzunehmen“.

Psychotherapeutische Praxis setzt mitunter dort an, so zeigt die Tagesklinik für Männer, wo gesellschaftliche Rollenerwartungen auf individuelle und biographische Wirklichkeit trifft. Als biographische Praxis erhebt sie, neben der politischen Praxis, somit ebenfalls einen Anspruch an das wissenschaftliche Sprechen.

Theoriebildung und wissenschaftliche Sprache will ihrem Selbstverständnis nach jedoch einem eigenen, einem epistemologischen Anspruch gerecht werden. Begriffe werden ‚de-finiert‘, also ihr Bedeutungsraum abgegrenzt im Bemühen um möglichst hohe Präzision des dargestellten Wissens. In solch ausgemessenen Fachsprachen erklären wir notfalls sogar, warum gesprochene Sprache so anders ist und sein muss; wie in ihr das Zusammentreffen der umweltlichen Wirklichkeit mit dem Seelischen spürbar wird; wie und warum sie assoziative Räume herstellt; dass sie uns immer nur vor dem Hintergrund unserer kulturellen Voraussetzungen verstehbar wird; und wie emotional ihre jeweilige biografische und kulturelle Symbolik getragen wird. Eben durch diese Voraussetzungen drückt solche alltägliche Kommunikation weit mehr Wissen aus, als uns in ihrem Vollzug bewusst wird. Und doch kehren wir wieder und wieder zur Begrenzung des Wortes zurück, als wären die eigenen Assoziationen riskant oder im besten Fall nicht relevant. – Um dem entgegenzutreten haben wir auch in dieser Ausgabe künstlerische Arbeiten zum Thema integriert. Kunst kann die Eigenschaften unserer alltäglichen Kommunikation so verdichten, dass sich uns ein Deutungsbewusstsein aufzwingt. Auch sie transportiert ein Wissen - allerdings nicht bereinigt durch die Begrenzung erklärender Definitionen, sondern in offener, immer auch emotional getragener symbolischer Assoziation: drei Bilder – ohne Titel – von **Nora Katthöfer** sowie das Gedicht *ein abend* von **Sören Heim**.

Außerdem freuen wir uns auch in dieser Ausgabe wieder, Ihnen Beiträge außerhalb unseres Themenschwerpunktes vorstellen zu dürfen:

Henrik Holm nimmt in seinem Beitrag „*Verspannung im Denken. Zur Verkrampfung und Therapie in der Religionsphilosophie Martin Heideggers*“ den Namen unserer Zeitschrift zum Anlass, Philosophie und Psychosomatik in einer besonderen Weise ins Verhältnis zu setzen. Die Philosophie, genauer das als Religionsphilosophie enttarnte Denken, Martin Heideggers versteht er als Symptome eines individuellen religionspsychologischen Konflikts, einer metaphysisch-psychologischen Verkrampfung des gebürtigen Meßkirchers. Aus der Perspektive christlicher Theologie bewertet der Autor dabei dessen Philosophie insbesondere hinsichtlich des Konfliktes einer aus dem Christentum stammenden Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und der

Unmöglichkeit Ihrer Erfüllung im Rahmen des Konzeptes der *Eigentlichkeit*, das, so Holm, einem „Versuch der Selbsterlösung“ entspringt. Er stellt dabei heraus, dass Heidegger „mit seinem Versuch, sich im Rahmen einer selbstkonstruierten Kunstreligion – die seinen philosophischen Forderungen aber nicht gerecht wird – zu reflektieren, gescheitert ist.“

Matthias Mayer hingegen widmet sich in seinem Beitrag „*Freiheit als Modell. Zur Debatte zwischen Philosophie und Neurowissenschaften*“ den durch die moderne Hirnforschung evozierten Herausforderungen eines philosophischen Freiheitsbegriffes. Die einer Entmächtigung des Ichs entgegentretenden Tendenzen erkennt er dabei als historisch erläuterbare Ausbrüche einer „unabgeholtenen Sache“ des in Form eines Leib-Seele Dualismus introjezierten Verhältnisses von Natur und Gnade, bzw. Schöpfer und Geschöpf: „Die Angst vor *dem* Gehirn oder *dem* Unbewussten (als selbsttätigen Institutionen) ist nichts anderes als die Folge der *Verlegung Gottes in uns selbst*.“ Trotzdem hält der Autor einem kompatibilistischen Freiheitsbegriff, wie ihn Benjamin Libet – bekannt durch die nach ihm benannten Experimente – vertritt, für keine Lösung. Vielmehr schlägt Mayer angesichts der unter anderem schon durch Freud herausgestellten Gespaltenheit, Vielschichtigkeit und Veränderlichkeit von Wille und Ich einen kosmologischen Freiheitsbegriff vor, der sich im Rahmen eines *spekulativen Materialismus* von seiner objektiven Seite her als *Möglichkeitsform von Materie*, im Rahmen der menschlichen Subjektivität jedoch als zu erlernende *Einsicht in die Notwendigkeit* äußert.

Dass Sie sich ebenso wie wir in die erhellenden und kontroversen Beiträge unserer Autoren vertiefen können, wünschen Ihnen

Wolfgang Eirund – *Herausgeber*

Joachim Heil – *Herausgeber*

Bastian Zimmermann – *Wissenschaftliche Redaktion*